

In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 155.

Posen, den 28. Dezember 1927.

Nr. 155.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

Der Seewolf.

Von Jack London.

19. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Ich vergaß zu fragen,“ fuhr er lebenswürdig fort, „welcher Art Ihre Beschäftigung ist. Was für Werkzeuge und Material brauchen Sie.“

„Papier und Tinte,“ lachte sie. „Ach, und auch eine Schreibmaschine.“

„Sie sind Fräulein Maud Brewster,“ sagte ich langsam und sicher.

Ihre Augen hoben sich neugierig zu den meinen. „Woher wissen Sie das?“

„Stimmt es nicht?“ fragte ich.

Sie nickte zustimmend. Jetzt war die Reihe, verblüfft zu sein, an Wolf Larsen. Ihm bedeutete der Name nichts. Ich war stolz darauf, daß er mir etwas bedeutete, und zum erstenmal seit langer Zeit wurde ich mir meiner Ueberlegenheit über ihn bewußt.

„Ich erinnere mich, eine Besprechung über ein Bündchen von Ihnen geschrieben zu haben —“ begann ich, aber sie unterbrach mich.

„Sie!“ rief sie. „Sie sind —“

Jetzt nickte ich meinerseits zustimmend.

„Humphrey van Weyden!“ schloß sie — dann fügte sie mit einem Seufzer der Erleichterung hinzu, ohne daran zu denken, daß Wolf Larsen ihn bemerken mußte: „Wie mich das freut!“

„Ich entsinne mich recht wohl der Besprechung,“ fuhr sie fort, als sie sich bewußt wurde, wie seltsam ihre Bemerkung wirken mußte. „Sie war wirklich zu schmeichelhaft.“

„Keineswegs,“ verneinte ich schnell. „Sie sehen meine nüchterne Urteilskraft herab und entwerten meine Kritik. Im übrigen stimmen alle Kritiker mit mir überein. Hat Lang nicht Ihr Gedicht „Der geduldete Ruß“ zu den vier größten Sonetten gezählt, die von Frauen in englischer Sprache geschrieben worden sind?“

„Sie sind sehr gültig,“ murmelte sie, und gerade das Konventionelle ihrer Worte und der ganze Schwarm von Vorstellungen des früheren Lebens auf der andern Seite der Welt durchzuckten mich — reich an Erinnerungen, aber auch stechend vor Heimweh.

„Also Sie sind Maud Brewster,“ sagte ich feierlich und blickte sie an.

„Und Sie sind Humphrey van Weyden,“ sagte sie und erwiderte meinen Blick ebenso feierlich und furchtsam. „Wie seltsam! Es ist mir alles ganz unverständlich. Wir haben sicherlich eine wildromantische Seegeschichte von Ihnen zu erwarten.“

„Nein, ich sammle keinen Stoff, das versichere ich Ihnen,“ lautete meine Antwort. „Ich habe weder Geschick noch Neigung für phantastische Literatur.“

„Sagen Sie mir: warum haben Sie sich immer in Kalifornien begraben?“ fragte sie nun. „Das war wirklich nicht nett von Ihnen. Wir im Osten haben so

wenig von Ihnen zu sehen bekommen — viel zu wenig — von dem großen amerikanischen Kritiker.“

Und dann vergaßen wir ganz, wo wir waren, und ließen Larsen stumm und wie ein gescheitertes Schiff inmitten der Brandung unserer Unterhaltung. Die Jäger standen auf und gingen an Deck, und wir sprachen immer noch. Nur Wolf Larsen blieb. Plötzlich wurde ich seiner Anwesenheit inne, er saß zurückgelehnt am Tisch und lauschte neugierig unsern fremdartigen Reden über eine Welt, die er nicht kannte.

Ich brach mitten im Satze ab. Die Gegenwart mit all ihren Gefahren und Schrecken lähmte mich. Fräulein Brewster mußte es ähnlich gehen, ein unbestimmtes, namenloses Entsetzen trat in ihre Augen, die jetzt auf Wolf Larsen fielen.

Er erhob sich und lachte verlegen mit einem seltsamen, metallischen Klang.

„Oh, kümmern Sie sich nicht um mich,“ sagte er mit einer Handbewegung, als wolle er seine eigene Unterwürfigkeit kundgeben. „Ich zähle nicht mit. Bitte, fahren Sie nur fort.“

Aber die Tore der Beredsamkeit waren geschlossen. Auch wir erhoben uns und lachten verlegen.

Der Verdruß, den Wolf Larsen empfand, weil Maud Brewster und ich ihn in unserer Unterhaltung bei Tisch ignoriert hatten, mußte sich irgendwie Luft machen, und Thomas Mugridge sollte der Sündenbock sein. Trotz seiner gegenteiligen Behauptung hatte er weder sein Benehmen noch sein Hemd gewechselt. Dieses Kleidungsstück widerlegte ihn ebensosehr wie die Fettablagerungen auf Ofen, Töpfen und Pfannen, die aller Begriffe von Keinlichkeit spotteten.

„Ich habe dich gewarnt, Köchlein,“ sagte Wolf Larsen, „und jetzt hift's dir nicht mehr, jetzt kriegst du keine Medizin.“

Mugridge wurde kreideweiß unter der Rußschicht, und als Wolf Larsen nach einem Tau und ein paar Mann rief, schoß der verzweifelte Cooney in wilder Flucht aus der Kombüse, machte weite Sätze über das Deck und duckte sich, um der Verfolgung der grinsenden Mannschaft zu entgehen. Der hätte kaum etwas größeres Vergnügen machen können, als ihn ein bißchen ins Schlepptau zu nehmen, denn was er der Mannschaft an Essen und Trinken vorgesetzt hatte, war einfach scheußlich gewesen.

Wie gewöhnlich, wenn Aussicht auf eine Belustigung war, kamen die andere Wache und die Jäger an Deck. Mugridge schien eine verzweifelte Angst vor dem Wasser zu haben und zeigte eine Gewandtheit und Schnelligkeit, die niemand ihm zugetraut hätte. Als er in dem Winkel zwischen Kombüse und Ruff in die Klemme getrieben wurde, sprang er wie eine Kacke auf das Kajütendach und rannte nach achtern. Seine Verfolger kamen ihm zuvor, aber er entwischte ihnen und erreichte das Deck mit Hilfe der Zwischendecksluke. Jetzt rannte er vorwärts, der Bootspuller Harrison dicht hinter ihm her. Plötzlich aber machte Mugridge einen Sprung und packte die Klüberbaum-Toppennant. Es war das Werk eines Augenblicks. Er hing an den Armen und beschrieb mit den

ausgestreckten Beinen einen Kreis in der Luft. Der anstürmende Harrison wurde mitten in den Leib getroffen und stürzte rücklings auf das Deck. Händeklatschen und schallendes Gelächter begrüßten diese Heldentat, während Mugridge, die Hälfte seiner Verfolger am Heckmast lassend, wie ein Käufer beim Fußball nach achtern rannte. Immer ums Deck herum ging es. Erst Mugridge, vor Angst fast vor Sinnen, und hinterdrein die Matrosen, die sich schreiend die Richtung angaben, und die Jäger, die sie mit brüllendem Gelächter anfeuerten. Auf der Vorderlufte fiel dann Mugridge mit drei Mann über sich. Aber er wand sich wie ein Wal heraus und sprang zur Haupttafelung, während das Blut ihm aus dem Munde troff und das anstoßerregende Hemd in Fetzen riß. Hinauf ging es, geradeswegs hinauf, unter den Püttingswanten zum Großmastkopp.

Ein halbes Duzend Matrosen setzte ihm nach, mußte aber an den Dwarßsalingen zurückbleiben bis auf zwei, Dofly-Dofly und Blad, die ihn weiter die dünnen, stählernen Stege hinauf verfolgten, und sich mit den Armen immer höher schlangen.

Es war ein gefährliches Unternehmen, denn sie konnten sich nur schwer vor Mugridges Füßen schützen. Und Mugridge trat um sich wie ein Wilder, bis der Kanake den Fuß des Cockneys packte. Blad tat dasselbe mit dem andern Fuß. Eine Weile hingen alle drei und wanden sich in einem unentwirrbaren Klumpen, bis sie, immer noch kämpfend, hinunterrutschten und in die Arme ihrer Kameraden auf den Dwarßsalingen fielen.

Die Schlacht in der Luft war vorbei, und Thomas Mugridge wurde, wimmernd und heulend, aufs Deck geschleppt. Wolf Larsen steckte eine Bugleine durch eine Tauschlinge, die er ihm unter den Armen um den Leib legte. Dann wurde er nach achtern geschleppt und ins Wasser geworfen. Vierzig — fünfzig — sechzig Fuß Leine waren bereits ausgelaufen, als Wolf Larsen „Festmachen!“ rief. Dofly-Dofly legte eine Schlinge um einen Pöller, die Leine straffte sich und durch die andauernde Fahrt der „Ghoßt“ wurde der Koch an die Oberfläche gerissen.

Es war ein mitteilerregender Anblick. Wenn er auch nicht ertrinken konnte und dazu sah wie eine Kacke war, erlitt er doch die Qualen eines Ertrinkenden. Die „Ghoßt“ fuhr sehr langsam und wenn ihr Heck sich auf einer Welle hob, und sie vorwärtsglitt, zog sie den Unglücklichen an die Oberfläche, daß er einen Augenblick Atem schöpfen konnte. Wenn aber das Heck sank und der Bug trüge die nächste Woge erklimm, wurde die Leine wieder schlaff, und er sank unter. Ich hatte ganz Mand Brewsters Existenz vergessen und fuhr daher erschrocken zusammen, als sie mit leichten Schritten neben mich trat.

Totenstille begrüßte ihr Erscheinen.

„Vorüber freuen Sie sich so?“ fragte sie.

„Fragen Sie Kapitän Larsen,“ antwortete ich gefaßt und kühl, obwohl mir das Blut bei dem Gedanken kochte, daß sie Zeuge einer solchen Roheit werden sollte.

Sie wollte meinem Rat folgen und wandte sich um, als ihr Blick auf Dofly-Dofly fiel, der mit anmutig gestrafftem Körper vor ihr stand und die Tauschlinge hielt.

„Fischen Sie?“ fragte sie.

Er antwortete nicht. In seine Augen, die sich fest auf die See achtern hefteten, trat plötzlich ein Schimmer.

„Hai ahoi, Kapitän!“ schrie er.

„Hin ein! Schnell alle Mann!“ rief Wolf Larsen und sprang selbst vor allen andern an die Leine.

Ein Wettrennen zwischen dem Hai und uns begann, aber alles vollzog sich in wenigen Augenblicken. Als Mugridge gerade unter uns war, sank das Heck in ein Wellental, wodurch der Hai einen Vorsprung gewann. Beinahe ebenso, aber nicht ganz so schnell war Wolf Larsen. Seine ganze Kraft äußerte sich in einem gewaltigen Ruck. Der Körper des Kochs schoß aus dem Wasser, der Hai hinterdrein.

Mugridge zog die Füße hoch, deren einen der Men-

schensfresser nur eben zu berühren schien. Dann sank er klatschend ins Wasser zurück. Aber bei der Berührung stieß Thomas Mugridge einen lauten Schrei aus. Dann wurde er wie ein Fisch an der Angel hochgezogen und stürzte aufs Deck.

Doch ein Strom von Blut ergoß sich über die Planen. Der rechte Fuß fehlte, fast am Knöchel amputiert. Ich blickte Mand Brewster an. Sie war leichenblau, ihre Augen weiteten sich vor Entsetzen. Sie sah nicht Thomas Mugridge, sondern Wolf Larsen an. Und er bemerkte es, denn er sagte mit kurzem Lachen:

„Männerspiel, Miß Brewster. Wohl etwas rauher, als Sie es gewöhnt sein mögen, aber immerhin — Männerspiel. Der Hai war nicht mit in der Rechnung. Es —“ Bei diesen Worten hatte Thomas Mugridge den Kopf gehoben und schlug plötzlich seine Zähne in Wolf Larsens Bein. Der aber blühte sich ruhig nieder und preßte mit Daumen und Zeigefinger von hinten die Kinnladen des Mannes unterhalb der Ohren zusammen. Die Kiefer öffneten sich widerstrebend und Wolf Larsen war frei.

„Wie gesagt,“ fuhr er fort, als ob nichts Besonderes geschehen sei, „der Hai war nicht mit in der Rechnung. Es war — hm — sagen wir, göttliche Vorsehung.“ Sie gab kein Zeichen, daß sie ihn gehört hatte, aber die Angst in ihren Augen wich unaussprechlichem Ekel, und sie wandte sich, um zu gehen. Sie hatte indessen kaum einen Schritt getan, als sie wankte. Ich fina sie gerade noch rechtzeitig auf und half ihr, sich auf die Kajütstreppe zu setzen.

„Herr van Wenden, wollen Sie eine Aberpesse holen,“ rief Wolf Larsen mir zu.

Ich hatte allmählich solche Geschäftigkeit als Chirurg erlangt, daß Wolf Larsen mir nach kurzer Beratung die Behandlung überlassen konnte, wobei mir ein paar Matrosen halfen. Für seinen Teil wählte er sich die Rache an dem Hai. Ein schwerer Wirbelhafen, an dem als Köder ein Stück Pöfelfleisch hing, wurde über Bord geworfen, und als ich gerade damit fertig war, die gefährdeten Venen und Arterien zusammenzupressen, holten die Matrosen singend das Ungeheuer ein. Der sechzehn Fuß lange Hai wurde in die Haupttafelung gehißt. Sein Rachen war weit aufgerissen und jetzt wurde eine an beiden Seiten zugespitzte Eisenstange hineingesteckt, so daß sie sich in die Kiefer, wenn sie sich schließen wollten, einbohren und sie festhalten mußte. Als dies vollbracht war, wurde der Hafen herausgeschnitten. Der Hai sank ins Meer zurück, hilflos und doch im Besitz seiner vollen Kraft, zu langsamem Hungertode verurteilt, den weniger er verdiente als der Mann, der ihm diese Strafe zuerteilte.

*

Als ich Mand Brewster auf mich zukommen sah, wußte ich, was sie wollte. Ihr Antlitz war blaß und entschlossen, ihre großen Augen sahen fest in die meinen. „Was gibt es?“ fragte ich sanft, aber der entschlossene Ausdruck wich nicht von ihrem Gesicht.

„Ich kann begreifen, daß das, was heute morgen geschah, in der Hauptsache ein Unglücksfall war, aber ich hörte, daß an dem Tage, als wir gerettet wurden, während ich in der Kajüte war, zwei Menschen ertränkt, mit Vorbedacht ertränkt wurden.“ Sie sah mich anklagend an, als ob ich mitschuldig an der Tat wäre.

„Das ist ganz richtig,“ antwortete ich. „Die beiden Männer wurden ermordet.“

„Und das haben Sie zugelassen?“ rief sie.

„Ich war nicht imstande, es zu verhindern, so muß es wohl heißen,“ entgegnete ich, immer noch sanft.

„Aber haben Sie wenigstens den Versuch gemacht, es zu verhindern? Sie legte den Ton auf das Wort „Versuch“ und ein flehender Klang war in ihrer Stimme. „Ach, Sie haben es nicht getan,“ fuhr sie fort, da sie meine Antwort erriet. . . . „Aber warum nicht?“

(Fortsetzung folgt.)

Der Sündfloh.*)

Von
Christian Morgenstern.

Als schauerlich und grausenvoll
Die Schwärze um die Ferge schmolz,
Nah noch im lebenden Moment
Ein junger Floh herzugereimt.

Doch da das obligate Paar
Von Flöhen schon im Kasten war,
So mußte Noah ihn bestimmen,
In's nasse Grab zurückzuschwimmen.

Voll Eifer gleichfalls protestierten
Die beiden, die bereits logierten.
Weil — riefen sie (besonders er) —
Ein dritter nicht gestattet war.

Der Sündfloh (denn er war es) blieb,
Obwohl verborgen wie ein Dieb —
Und zwar (trotz Zahlen in der Höhe)
Vom einen der zwei beiden Flöhe.

Von welchem braucht man nicht zu sagen,
Doch ward hierdurch aus Vorzeittagen
Das Dreieck, von dem Jbsen schreibt,
Der Neuzeit wieder eingelegt.

*) Aus dem soeben erschienenen lustigen Band „Die Schall-
mühle“ (Grottesken und Parodien) von Christian Morgenstern.
Verlag R. Piper u. Co., München. Ganzleinen 6 Mark.

Gracia Deledda in Stockholm.

Gracia Deledda, die italienische Schriftstellerin, die mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet wurde, ist nach Stockholm gereist, um sich den Prekandidaten vorzustellen, begleitet von ihrem Mann, Signor Madesani vom Kriegsministerium in Rom. Eine kleine grauhaarige Frau ist diese heutige Weltberühmtheit, mit Brille und unregelmäßigen Bügeln; aber die Augen sind groß und schön, wenn auch tief schweremüdig.

Es ist ihre erste große Reise; vor fünfzehn Jahren war sie einmal in Paris; jetzt hat die Fahrt sie sehr angestrengt, da sie an Rheumatismus leidet, und sie friert im nordischen Klima, obwohl sie einen Pelz an hat. Den Journalisten, die sie bei ihrer Ankunft in Malmö umdrängen, erzählt sie einiges aus ihrem Leben.

„Geboren bin ich in dem Dorfe Nuoro in der Provinz Sassari. Vater hatte einen Hof mit Garten und Feld. Um das kleine Dorf aus schwarzem Gestein lagen die hohen Berge mit der wüstengelben Hochebene. Wie oft habe ich nicht in meinem kleinen Zimmer gelegen und geträumt, wenn eine violette Wolke an dem kristallblauen Abendhimmel schwebte wie eine Insel im stillen Meer und wenn die Bauern die Heide abbrannten, um ihr Korn zu säen, und der Wind den Duft des verbrannten Thymians zu meinem Fenster emportrug. Diese Kinderjahre, als ich träumte und dichtete, vergesse ich nie. — Alles, was ich gesehen und erlebt hatte, glimmte in mir, doch als ich erst mit der großen Welt in Verbindung trat, kam das Aufklammen. Ich sah dort auf einer fernen Insel, und ahnte nichts von der Welt, ehe ich einige Zeitungen zu studieren begann, die mir gesandt bekamen. Es waren Wochenjournale, die belästigte Kleider, Freipressen, Güte, die aus lauter Früchten bestanden, Gamschäube und Brillanten und viele schöne Dinge in unser Haus brachten, die meine Phantasie erfüllten und in mir das Verlangen weckten, Bücher von der Welt zu lesen, aus der diese Kleider kamen, und ich begann alles zu lesen, was ich nur bekommen konnte, und schrieb auch einiges. Ich erinnere mich ganz deutlich, daß ich meine erste Novelle dem Helden Sordanius zeigte, der mit Napoleon Ähnlichkeit hatte, daß er sie aber geärgert zurückwies: es schade sich nicht, daß ich schreibe, damit würde ich nur meine Familie kompromittieren. Aber ich ließ mich nicht abbringen, wenn ich auch zunächst niedergeschlagen war. Als fünfzehnjährige sah ich das erste mal meine kleinen Novellen in römischen Zeitungen gedruckt. Das erregte gemächliches Ungemiss auf Sardinien: ein junges Mädchen dürfte sich so weit nicht verweisen! Mein lieber, guter Vater schalt mich, meine Mutter flehte mich an, mit diesen Herrenfreunden aufzuhören, aus denen doch nichts Gutes, sondern nur Böses kommen könne. Vater und Mutter aber hielten sich schließlich, und jetzt habe ich dreißig Bücher geschrieben. Uebrigens war Vaters Widerstand nicht mehr ernst. Er war selber eine Künstlernatur und konnte lustige und ernste Geschichten erzählen, die er selber erfand.“

Außer zweien spielen alle meine Bücher auf Sardinien. Ich hätte gut einen Roman über das moderne Rom schreiben können, wo ich jetzt so viele Jahre gewohnt habe. Aber das reizt mich nicht. Mir bedeutet Rom nicht das Dasein, vermutlich weiß ich dies Dasein in einer Großstadt nicht versteht. Ich bin geboren und aufgewachsen unter primitiven Menschen, unter Fischern und Bauern, die in Leidenschaft und Haß stärker sind, als die Völker in den ausgemergelten Ländern der Zivilisation. Ich bin eins mit der Natur von Sardinien, ich kenne die Sardinier, und das ist eine tüchtige Masse. Auch mein Mann ist Sardinier.

Ich bin melancholisch wie alle Sardinier. In meiner Jugend war ich verschlossen und schweigsam, und das bin ich noch heute. Ich lebe mit meinem Mann in einem kleinen Hause außerhalb Roms, in so großer Einsamkeit, daß ich tagelang mit niemandem

spreche außer mit ihm. Ich arbeite so viel und finde mein Glück darin. Man sagt, daß ich von den Russen und besonders von Dostojewski beeinflusst sei, aber das trifft nicht zu. Ich habe ihn und die andern Russen erst gelesen, als ich die meisten meiner Bücher geschrieben hatte.

Ich gehöre keiner Partei an, denn ich bin Künstlerin, aber ich verstehe und liebe den Geist des Faschismus. Das, wofür er jetzt kämpfte, ist als Schriftstellerin immer mehr mein Ziel gewesen: Reinheit des Familienlebens, Liebe zu Heimat und Scholle, die einfache Lebensweise. Ich selber glaube an die Güte und an das Recht der Liebe. Man muß sich nur nach der Stimme seines Herzens richten. Ueber uns ist aber Gott. Die Religion ist für mich nicht nur ein Glaube, sie ist Tradition und Verbindung mit den Eltern.

Sie fragen mich nach meiner Meinung über Pirandello? Bei dem ist hier eben etwas nicht ganz in Ordnung. Er ist ein nüchternen Theoretiker. Man kann die Dichtung nicht von außen erneuern, sondern nur von innen, indem man sie mit einer neuen Seele, neuem Geist erfüllt. Das versteht Pirandello nicht, aber die jungen italienischen Dichter wissen, daß es wahr ist. Sie kämpfen für einen neuen Geist. Sie wollen Befreiung. Die italienische Jugend liebt alles, was rein ist, daher ist sie gut und daher verlangt sie in der neuen Kunst Gefühl und wieder Gefühl. Das neue Gemeinschaftsgefühl, das Mussolini durch sein Genie geschaffen hat, wird unserer Kunst neuen Inhalt und neues Rückgrat geben.

In Italien gibt es eine sehr starke Frauenbewegung. Eine der führenden Frauenrechtlerinnen ist Frau Labriola. Der Typ einer modernen italienischen Frau. Ich bedaure, daß diese Bewegung so stark ist. Ich sehe wohl ein, daß in unserer Zeit die jungen Mädchen sich zu verschiedenen Berufen ausbilden müssen, kann aber nicht umhin, es als einen Schaden für die Gesellschaft anzusehen, daß die Frauen aus dem Familienleben hinausgedrängt werden. Ich sage wie Mussolini: Die Frauen sollen im Hause bleiben! — Der Gedanke der Probeehe ist ein Unsinn, wie er nur in Amerika auftauchen kann. Geht man nicht mit dem tiefen und glücklichen Gefühl, daß man seinen Mann liebt und gern an seiner Seite leben will, in die Ehe, so soll man das Heiraten lassen. Die Probeehe, ein widerwärtiges Wort! — deutet auf eine Halbheit des Gefühlslebens. Es schadet nicht, daß wir Fehler machen, wenn nur unsere Gefühle rein und echt sind und wir ohne zu erröten in uns selber hineinschauen können!

Ehrlich und bescheiden ist diese unscheinbare kleine Trägerin des Welttrahms, die jetzt der Stadt entgegenfährt, wo die größten Gläubigen ihrer warten. Und so weiblich sie in allen ihren Ansichten ist, in einem Punkte ist sie unweiblich: von Eitelkeit ist nicht die geringste Spur an dieser Dichterin des menschlichen Herzens, der großen Gefühle zu entdecken.

Die tanzenden Sterne.

Indianisches Märchen.

Nacherzählt von Thomas Schramel.

Vor vielen Jahren verließen elf junge Frauen das Dorf ihrer Väter. Sie wollten Kriegstänze üben und sich auf den Kampf mit ihren Feinden vorbereiten.

Bevor sie aufbrachen, sagte ihr Anführer: „Eure Eltern müssen euch mit Nahrung versorgen, damit wir bei Kräften bleiben.“ Dann zogen sie singend davon, während ihr Führer die Trommel schlug, sie zu Mut und Ausdauer anfeuernd.

Sie streiften durch den Wald, bis sie zu einer Stelle kamen, die für ihre Übungen geeignet war; dort ließen sie sich nieder und errichteten eine Hütte zum Schutz vor Wind und Wetter.

Sie blieben viele Tage und taten den leichten Schritt des Jägers, der sanft und leise wie ein fallendes Blatt den Boden berührt. Aber sie tanzten wild zum Wirbelschlag der Trommel die Tänze des Krieges.

Aber schließlich wurden sie müde und schwach, denn Tag um Tag verging, und aus den Hütten der Väter wurde ihnen keine Nahrung nachgeschickt.

Einen der Jünglinge schickte der Führer zu ihren Angehörigen zurück, der ihnen erzählte, die jungen Männer wären schwach und müde und hätten nichts zu essen. Aber die Väter sandten keine Nahrung, und der Bote kehrte matt und mit leeren Händen zurück.

Trotzdem setzten die jungen Krieger ihre Tänze fort, denn in ihren Herzen brannte Mut, und junge Indianer sind stark und zäh. Wieder schickten sie um Nahrung, aber man gab ihnen nichts.

Vergebens opferten sie dem Himmel und der Erde was und was sie hatten, und sangen:

O Erde, du Mutter, o Himmel, du Vater!

Eure Kinder sind wir,

Mit müden Müden

Bringen wir euch Gaben,

Die Ihr liebt.

Mag das Gewebe das weiße Licht Tag sein,

Mag das Gespinnst das rote Licht Abend sein,

Mag die Ränder fallender Regen sein,

Mag der Saum ewig ein Regenbogen sein —

Ihr webt für uns ein Gewand des Lichts,

Daß wir am liebsten hingingen,

Wo die Vögel sangen,

Daß wir am liebsten hingingen,

Wo die Gräser grün klangen —

O Erde, du Mutter, o Himmel, du Vater!

Vergebens!

Noch ein letztes Mal hatten sie ihre Väter um Nahrung, aber wieder vergebens.

In der Nacht dann, als sie ganz erschöpft schlafend in ihrer Hütte lagen, erwachte ihr Führer und vernahm lieblichen Gesang. Reife und lockend tönten die sanften Stimmen, die weit oben über der Erde zu schweben schienen.

Der Führer weckte seine Gefährten. Sie lauschten, und ein Jüngling nach dem andern erhob sich traumumfungen vom Lager. Neue Kraft durchströmte ihre Adern, neuer Mut füllte ihre Herzen, tanzend folgten sie den Klängen des Gesanges. Weiter und weiter schritten sie, und bald schienen sie losgelöst vom Boden, doch sie tanzten immer schneller, je höher sie stiegen. Ueber die Wipfel der Bäume kamen sie, über die Gipfel der Berge und dann hoch hinauf in die Wolken. Und weiter lodte sie die himmlische Musik, und sie tanzten wild und immer wilder den Kriegstanz ihres Volkes.

Der Nachtwind sah sie: „Sie folgen dem Gesang der Himmelsgehen“, heulte er bestürzt, raste davon, um sie einzuholen und zur Rückkehr zu bewegen. Aber sie hörten nicht auf den Nachtwind, denn der Gesang der Himmelshehen hatte sie befürt, und sie folgten tanzend ihren Stimmen.

Als die Leute ihres Dorfes die jungen Indianer hoch über ihren Köpfen dem Himmel aufstürmen sahen, ließen sie aus ihren Hütten und riefen: „Kommt zurück! Kehrt zurück!! Seht nieder auf uns, und der Damm wird brechen. Glaubt nicht dem Gesang der Himmelshehen!“

Aber die Jünglinge flogen weiter — alle, bis auf ihren Führer; der hörte die Stimme seiner Mutter, wandte das Haupt und sah zurück. Da brach der Zauber der Himmelshehen, und wieder glitt er nieder, zurück zur Erde.

Die anderen zehn flogen weiter, und der Vater Mond, ganz schwindlig vom Anblick des Tanzes, bog ab aus seiner ständigen Bahn und flegte sie an, auf ihn zu hören.

„Die Hehen des Himmels suchen Opfer für ihre Fesseln“, rief er ihnen zu. „Kehrt um, kehrt um! Sie werden euch vernichten!“

Doch ohne auf seine Warnung zu achten, folgten sie unbezauert der rauschenden Musik. Da rief der Mond: „Ich werde euch selbst gegen euren Willen, vor ihrem bösen Zauber bewahren!“ Dann furchte der Vater Mond sein Silbergesicht, winkte mit seinem Wolfsgürtel, und die zehn Jünglinge wurden in Kistherne verwandelt und für immer am Himmel befestigt.

Sieben dieser Jünglinge waren groß und stark, drei klein und nicht so kräftig — und so wurden sie auch als Sterne.

Als die Leute ihres Dorfes wieder in den Himmel sahen, erblickten sie sieben helle Sterne, die über ihnen tanzten und ihnen zuginkelten; Scharfsichtige aber konnten in klaren Nächten zehn sehen.

Und bis zum heutigen Tag tanzen und blinzeln diese Sterne — und dies hier ist die indianische Geschichte ihres Ursprungs.

Wir nennen diese Sterne die Plejaden, aber bei den Indianern heißen sie die tanzenden Sterne.

Paradiesvögel.

Die barbarische Mode, die Hüte der Damen mit den Federn des Paradiesvogels zu schmücken, ist glücklicherweise vorüber; sie liegt schon so weit hinter uns, daß wir uns ihrer kaum noch erinnern. Und es war eine verhältnismäßig kurze Zeit, während der der Paradiesvogel, diese schöne Abart der Krähe, in Europa eine Rolle spielte, denn erst im 19. Jahrhundert wurde er hier in weiterem Maße bekannt. Anfang dieses Jahrhunderts kam dann die große Nachfrage nach den Paradiesvögeln von Neu-Guinea, die der Anlaß war, daß die Preise schwindelnd in die Höhe gingen und Neu-Guinea von Abenteurern überschwemmt wurde, die sich den kostbaren Vogel zu verschaffen suchten, der mit Gold aufgewogen wurde.

Für gewöhnlich betreiben die Eingeborenen von Neu-Guinea, die Papuas, die Jagd auf diese Vögel und verkaufen sie in den Küstenorten an die chinesischen Händler, die dann den weiteren Absatz besorgen. In Zeiten, wo, wie augenblicklich, keine besondere Nachfrage nach Paradiesvögeln ist, kann man von diesen chinesischen Zwischenhändlern ein schönes Exemplar schon für 10 Mark erstehen.

Nur die Männchen haben den wunderbaren Federschmuck, und zwar auch erst, wenn sie über 5 Jahre alt sind. Wie fast immer im Vogelreich ist das Weibchen unauffällig.

Die Jagdsaison reicht vom Mai bis Dezember, denn in dieser Zeit versammeln sich die erwachsenen Hähne, in Wäldern, um in einer Art Tanz die Pracht ihres Federkleides zu zeigen. Man darf aber nicht etwa meinen, daß sie diesen Tanz vor den Augen und zum Wohlgefallen der Weibchen vollführen, — nein, es ist merkwürdigerweise eine Schaustellung, die für die jungen Hähne gemacht wird, die noch keinen Federschmuck, sondern ein bescheidenes bräunliches Kleid haben. Erst wenn die jungen Hähne schon mehrfach Junge in die Welt gesetzt haben, bekommen auch sie das stolze Federkleid der wirklich erwachsenen Hähne. Aus diesem Grunde behaupten die Vogelfänger, daß es unmöglich sei, auch bei intensiver Jagd, die Paradiesvögel auszuuroten, denn abgeschossen werden immer nur die alten Hähne, die mit dem schönen Federkleid, und diesen wird nachgesagt, daß sie für den Nachwuchs keine sehr große Bedeutung mehr besitzen, da sie die Gewohnheiten von „Lebemännern“ angenommen haben, während die jungen Hähne, die noch nicht das lockende Federkleid ihr eigen nennen, und daher den Nachstellungen natürlich entgegen, die guten braven Familienväter sind, auf denen das Fortbestehen der Paradiesvögel beruht. Wenn also ein Hahn mit schönem Federschmuck abgeschossen wird, so hat er seine Fortpflanzungspflicht im Leben bereits erfüllt; die Mode der Paradies-

vogelfedern an den Hüten ist demnach nicht ganz so grausam, wie sie fälschlicherweise hingestellt wurde. Ja, es wird sogar behauptet, daß es unbedingt wünschenswert und notwendig sei, die alten Hähne abzuschießen, da sie die jungen Hähne, die eifrigen Familienväter, nur stören und hindern. Diese Jungen können sich viel besser entwickeln, wenn die alten „Lebemänner“ aus dem Wege geräumt sind.

Die Paradiesvogeljagd bringt unendliche Gefahren und Strapazen mit sich. Witten im Sumpf und Wildnis heißt es aushalten, bei glühender Tropenhitze am Tage, bei Moskitos- und Mückenplagen in der Nacht. Die Eingeborenen verteidigen ihr Jagdrecht wütend gegen die fremden Jäger, und die Geschichte Neu-Guineas ist reich an Kämpfen und blutigen Streitigkeiten um das Recht, diese schillernden Vögel abzuschießen. Es werden Barrikaden um die Bäume gebaut, auf denen sich die alten Hähne sammeln, und diese Barrikaden müssen von den Jägern regelrecht belagert und gestürmt werden, während die Eingeborenen mit Pfeilen ihr Besitzrecht verteidigen. Manche Jägerexpedition ist — noch im letzten Jahrzehnt — spurlos verschwunden; man hat keinerlei Ueberbleibsel von ihnen gefunden, und da die Papuas jener Gegenden von ihren Menschenfressergewohnheiten noch immer nicht gelassen haben, muß man fürchten, daß sie auf diese schreckliche Weise ihr Ende genommen haben. Aber das alles würde keinen Jäger abschrecken, sich von neuem in all diese Gefahren hineinzubegeben, wenn eines Tages die launische Frau Mode den Ruf ertönen ließe: Paradiesvögel sind wieder modern. — Und wer weiß, was morgen geschieht?

Aus aller Welt.

Tätowierte Lippen. Die Londoner Coiffeure haben eine neue Methode erfunden, blauen Gesichtern die Rote der Jugend zu verleihen, und zwar tätowieren sie Lippen und Wangen rot. Unangenehm bei der Prozedur sind die Schmerzen. Der andere Nachteil, nämlich die Kosten, fallen bei der Randschaft, die auf solche Dinge Wert legt, nicht weiter ins Gewicht. Man kann sich die Lippen für 300 Schillinge und die Wangen für 800 Schillinge rot tätowieren lassen.

Tod und Geburt zur Nachtzeit. Der französische Pathologe Babastine hat seine Erfahrungen über die Einflüsse der Nachtzeit auf das Ableben von Menschen und auf die Geburten, der französischen medizinischen Akademie mitgeteilt. Nach seiner Aufstellung war die Zahl der Geburten zwischen Mitternacht und Morgen größer als zwischen Morgen und Mitternacht. Die Todesfälle ereigneten sich überwiegend in der Zeit von 8 Uhr abends bis 6 Uhr morgens.

Wärmende Kleiderfarben. Die wechselnde Wärmewirkung farbiger Gewebe beruht bekanntlich darauf, daß dunkle Farben je nach ihrem Helligkeitswert die auf sie fallenden Lichtstrahlen in Wärme umwandeln, während helle Farben gegen die Lichteinwirkung sehr wenig empfindlich sind. Vor einiger Zeit führte nun der Forscher Mallab diesbezügliche Untersuchungen aus, in deren Verlauf sich ergab, daß durch die Bestrahlung mit einer sehr starken künstlichen Lichtquelle auf weißem Papier fast gar keine Temperaturerhöhung erzielt werden konnte, wogegen schwarzes Papier rasch verholzte. Gelbe Gewebe zeigten sich gleichfalls fast unempfindlich gegen die Lichteinwirkung; bei einem bunten, mit Indigoblau gefärbten Stoff, ging die Umwandlung von Licht in Wärme hingegen so verblüffend intensiv vor sich, daß der Stoff, ebenso wie das schwarze Papier, verholzte. Aus diesen Untersuchungen geht somit hervor, daß als die wärmsten Farben für winterliche Kleidungsstücke die schwarze und dunkelblaue Farbe, wie überhaupt alle ausgesprochen dunklen Farbtöne betrachtet werden müssen.

Fröhliche Ecke.

Eva schämt sich. Frau Doktor hat Damen zum Kaffee geladen. Gegen Abend, als die Unterhaltung zu stoden anfängt, erhebt sich ein allgemeines Fragen nach Klein-Eva, dem vierjährigen Töchterchen der Gastgeberin. Klein-Eva, die gerade zu Bett gebracht werden soll, wird hereingerufen und präsentiert sich im Hemdchen. „Aber Eva“, sagt die Mutter, „schäme dich, im Hemdchen darfst man nicht zu großen Leuten kommen.“ Worauf Eva das Hemdchen in die Höhe hebt, sein Gesichtchen dahinter versteckt und — sich schämt.

Mode. „Warum hast du dir denn so ein blödsinniges Gewürschel auf deinen Put machen lassen?“ — „Das sind doch Rosen, und Rosen liebe ich so.“ — „Ist das ein Grund? Ich liebe zum Beispiel auch Zigarren; aber laufe ich deswegen mit einer Zigarrenkiste auf dem Kopf rum?“

Der Flederbach. An einer Straßenecke steht ein kleiner Bummel und raucht einen Zigarettenstummel. Eine ältere Dame kommt vorbei und sagt strafbar: „Du, weißt deine Mutter, daß du rauchst?“ — Da sagte der Junge trocken: „Aber — weiß Ihr Mann, daß Sie fremde Herren uff der Straße anreden?“

Auch eine Erklärung. Richter: „Vor zwei Jahren sind Sie verurteilt worden, weil Sie einen Mangel gestohlen hatten, und jetzt sind Sie wegen desselben Verbrechens angeklagt!“ — Angeklagter: „Ja, länger als zwei Jahre hält so ein Mangel nicht, Herr Richter!“

Verantwortlich: Hauptredakteur Robert Styra, Poznań.